



Quelle

Interview mit Eva G. Reichmann (1981)

Transkript¹

H. L.: Wenn man Sie 1930 gefragt hätte, was Sie sind, dann hätten Sie gesagt, eine deutsche Jüdin oder eine jüdische Deutsche, wie es Ihnen gerade eingefallen wäre. Heute 1981 in London, was würden Sie auf die Frage heute antworten, wenn ich Sie fragen würde: Was sind Sie denn? Und ich meine nicht Ihren Beruf, sondern Ihr Selbstverständnis.

Fr. R.: Also, das ist eine sehr komplizierte Sache. Also eine Deutsche bin ich nicht mehr. Eine Engländerin, im wahren Sinne des Wortes, werde ich nie sein. Denn englisch kann man nicht werden. Man kann Amerikaner werden, aber man kann nicht Engländer werden. Sogar die eingesessenen und eingeborenen Juden in England nennen sich Briten und nicht Engländer. Das ist hier üblich. Man ist gewöhnt hier in Stämmen zu rechnen. So ist der jüdische Stamm eben auch ein Stamm unter anderen, wie die Waliser und die Schotten. Also, ich bin eine Deutsche nicht mehr, eine Engländerin werde ich nie sein.

Ich bin eine britische Staatsangehörige jüdischer Tradition, jüdischer Herkunft und bemühe mich, meine nie versagende und nie dahingegangene deutsche Loyalität noch zu bewahren, neben meiner britischen Loyalität, die von meinem ganzen Dank dafür, daß mir England eine Heimat gegeben hat, als Deutschland mir die Heimat zu nehmen begann, ...

H. L.: Was heißt Loyalität, liebe Frau Dr. Reichmann? Sind Sie dem Staat loyal, der Sie ja zur Emigration zwang?

Fr. R.: Ich bin der deutschen Kultur und der deutschen Sprache loyal. Und auch zum Teil meinen deutschen Landsleuten. Nämlich denen, die sich bewährt haben, und es gab eine große Menge von ihnen. Ich fühle mich nicht unter Fremden, wenn ich nach Deutschland komme.

H. L.: Fühlen Sie sich unter Fremden in London?

Fr. R.: Nein. Aber ich mochte doch sagen, daß Englisch, wenn ich es auch in der Zeit meines Hierseins erlernt habe, ist nicht meine Muttersprache.

H. L.: Und Sie schreiben ja auch Englisch.

Fr. R.: Ja. Es ist aber nicht meine Muttersprache geworden. Und eine Muttersprache kann man nur einmal haben. Eine Heimat kann man nur einmal haben. Ich habe geglaubt, ich habe eine Heimat als ich in Deutschland lebte. Es war vielleicht eine Illusion, vielleicht auch keine.

H. L.: Die Deutschen haben nach dem Zweiten Weltkrieg die Juden, die emigriert sind oder die politischen Auswanderer, nicht aufgefordert zurückzukehren. Vielleicht hatten sie andere Sorgen, vielleicht waren sie froh, daß sie sie draußen hatten. Der Ruf kam ganz spät erst im Zusammenhang der Wiedergutmachung und so weiter. Wenn aber, vielleicht darf ich diese hypothetische Frage stellen, ein deutscher Staatsmann, ein deutscher Publizist oder eine deutsche Öffentlichkeit im Jahr 46 an die Emigranten, die politischen, die rassischen und die religiösen, unter ihnen die Juden, den Ruf hätten ergehen lassen: Kommt zurück. Es war ein Unrecht, euch zur Auswanderung zu zwingen. Wir haben zwar nichts zu bieten an materiellen Gütern. Wir sind arm und ausgebombt. Wir hungern, aber wir wollen, daß ihr zurückkehrt. – Wie hätten Sie reagiert?

Fr. R.: Ein solcher Ruf hätte uns nachdenklich gemacht. Denn während des Krieges haben wir oft, mein Mann und ich, davon gesprochen, daß wir wohl nach dem Kriege zurückkehren würden. Wir haben oft daran gedacht und

1 Transkript Interview mit Eva G. Reichmann, 4.-6.2.1981, ZDF-Archiv Nr. 0012521501, Produktions-Nr. 6351/0827, S. 29-33 und S.40-46. Teilweise gesendet als: „Zeugen des Jahrhunderts. Eva G. Reichmann im Gespräch mit Hans Lamm“ 8.2.1982. Die Interviewpassagen, die nicht gesendet wurden, sind kursiv formatiert. Stellen, die offensichtlich im Transkript falsch wiedergegeben waren, wurden korrigiert.

erst als das große Grauen in seiner Furchtbarkeit, in seiner unglaublichen Furchtbarkeit auf uns herniederkam, da haben wir uns klargemacht, daß wir in dieses Land nicht mehr zurückgehen könnten.

H. L.: *Nicht mehr zurücksiedeln würden?*

Fr. R.: *Nicht mehr zurückgehen können aus innerem Widerstand.*

H. L.: *Sie halten [sic!] auch den Ruf, nicht zu reagieren. Denn der Ruf erging nicht.*

Fr. R.: *Der Ruf erging nicht. Und das war mit einer der Gründe, die uns dazu bestimmten, auf jeden Fall hier zu bleiben.*

[...]

H. L.: Darf Ich vielleicht Ihre eigene Haltung charakterisieren als eine große Liebe zum Geburtsland Deutschland, ein vielleicht unerwiderte oder eine partiell erwiderte, aber eine respektvolle Dankbarkeit für das, was Sie England nennen.

Fr. R.: Das ist wunderschön gesagt. Ich, danke Ihnen. [S. 29-33, Film 43.47-46.30 min.]

H. L.: Nun, steigen wir mal [...] in den Inhalt Ihres Buches ein. „Flucht in den Haß“ stellt verschiedene Thesen auf und ganz am Anfang sprechen Sie, die Sie ja von Hause aus Soziologin waren und es auch heute noch sind, Sie sprechen davon, daß Sie sich bemühen, das Phänomen des Anti-Semitismus der Vor-Hitler-Zeit und der Hitler-Zeit zu verstehen. Wobei Sie gleich in Abwandlung eines Wortes der Madame [de Staël, K.H.] sagen, daß Verstehen nicht Vergebung heißt. Sie schrieben das Buch während die Greuel [...] gegen die Juden tobten ...

Fr. R.:... aber noch nicht bekannt waren.

H. L.:...die Greuel gegen die Juden vollzogen wurden, aber noch nicht voll bekannt waren und als das Buch zum Druck ging, da ahnten oder wußten Sie schon den vollen Schrecken. Was sind denn die Hauptthesen des Buches, *von dem einmal Professor Krausnick, der damals Leiter des Instituts für Zeitgeschichte in München gewesen war, zu Ihrem Mann gesagt hat: „Ich staune darüber, daß ein Opfer dieses Vorurteils oder mehr als Vorurteils mit jener Objektivität über das Phänomen schreiben konnte.“*

Fr. R.: *Ja. Ja ich darf gestehen, daß das nicht leicht war. Aber ich hatte mir vorgenommen, mir über das Geschehen, das ja bis dahin nur in unserer Austreibung und dem grenzenlosen Anti-Semitismus in Deutschland vor allen Dingen ja auch in jenem November-Pogrom, in dem Anzünden der Synagogen und so weiter, bestand. Ich wollte mir Rechenschaft darüber ablegen, wie das in dem Lande, das ich als meine Heimat gekannt und geliebt hatte, und geschätzt und verehrt hatte, wie das in meinem Lande zustande kommen konnte. Darüber wollte ich mir Rechenschaft ablegen und daraus ist das Buch entstanden, und so mußte ich also vollkommen objektiv zu sein versuchen und ich glaube, das ist mir gelungen.*

H. L.: Sie sprechen von der deutschen Judenfrage. Würden Sie uns klar machen, worin sich die deutsche Judenfrage wesensmäßig von der Judenfrage in anderen Ländern, in Rußland, in Polen, in Frankreich, in England, den Vereinigten Staaten unterschieden hat, und wie Sie die Judenfrage - ich erinnere mich, Sie sprechen von einer objektiven und subjektiven Judenfrage -, wie Sie die Entwicklung und die Eigenart der Judenfrage in Deutschland gesehen haben?

Fr. R.: Tatsächlich besteht eine Judenfrage, wo immer Juden leben. Aber sie sieht in jeder Gemeinschaft anders aus. Sie sah selbstverständlich in Osteuropa, wo es jüdische Massensiedlungen gab, mit fremdem Recht, mit fremder Sprache, mit fremder Tracht sozusagen, sah sie vollkommen anders aus als in Deutschland und in Deutschland wiederum anders als etwa in Italien, wo es nur eine winzig kleine Minderheit gab. Sie sah überall anders aus. Man hat sogar manchmal eingewandt und sogar der Kreis, dem ich angehöre, nach dem Sie vielleicht noch fragen werden, nach dem Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, der sich um volle Gleichberechtigung bemühte, hat manchmal davon gesprochen, in Wirklichkeit gibt es in Deutschland gar keine Judenfrage mehr. Es ist eine Antisemiten-Frage. Ich bin dieser Auffassung entgegen getreten. Nicht in voller Wucht, denn ich glaubte nicht, daß die eigentliche Judenfrage in Deutschland noch irgendein Ärgernis oder Zerwürfnis bot, an dem sich furchtbare Haßgefühle und Verfolgungsabsichten hätten entzünden können, aber ich glaubte, daß Reste eines dessen, was ich objektive Judenfrage nannte, noch bestanden. Die deutschen Juden waren eine deutlich sichtbare Minderheitengruppe innerhalb der Mehrheit des deutschen Volkes. Sie gehörten bedingungslos ihrem Bewußtsein nach zu Deutschland. Sie empfanden sich als Deutsche, bis auf eine ganz geringe zionistische Minderheit, die aber vor dem Krieg überhaupt keine Rolle spielte. Und sie waren trotzdem noch als eine Min-

derheitengruppe sichtbar. Das lag an der Kürze der Zeit, die sie seit ihrer vollen Emanzipation zurückgelegt hatten. Das Ganze der Emanzipation ist ja nicht eine Tatsache, sondern ein Prozess. Sie waren eigentlich erst im Jahr 1918 zu voller Emanzipation gekommen. Bis dahin gab es immer noch gewisse Beschränkungen trotz legaler Gleichberechtigung. Es gab gewisse Beschränkungen, die sie von soundsovielen Berufen zurückhielten. Es gab wenige Juden in der Schwerindustrie, zum Beispiel, und die sich in anderen Berufsgruppen zusammendrängten, in einer ganz natürlichen Entwicklung der Situation, in der sie diesen Emanzipationsprozess begonnen hatten.

H. L.: Können wir, wenn ich Sie unterbrechen darf, versuchen, diese objektive Judenfrage zu illustrieren am Erlebnis Ihrer eigenen Jugend? Sie sind aufgewachsen in einem kleinen Städtchen im damaligen Oberschlesien, in Oppeln. Und ich glaube zu wissen, daß unter den Rechtsanwälten dieser Stadt nach dem Ersten Weltkrieg etwa ein Drittel Juden waren, obwohl die jüdische Bevölkerung einen wesentlich geringeren Prozentsatz der Gesamtbevölkerung darstellte. Würden Sie das als ein Symptom dessen, was Sie objektive Judenfrage nennen, bezeichnen?

Fr. R.: Ja. Das würde ich. Und zwar, weil ja diese Schichtung typisch für die allgemeine Berufssituation der Juden in ganz Deutschland [war, K.H.]. Ich kann von unserem kleinen Städtchen ausgehen, aber es war überall mindestens so, wenn nicht noch deutlicher sichtbar. Der Drang der Juden in die akademischen Berufe konnte sie noch nicht in die Beamtenlaufbahn führen, konnte sie noch kaum an die Hochschulen führen, wo ihnen die ordentliche Professuren noch verschlossen blieben. Deswegen wurden sie zusammengedrängt unter den freien Berufen innerhalb der akademischen Berufe, zum Beispiel dem Anwaltsberuf und dem Ärzteberuf. Das war eines der Zeichen der Anomalie unserer jüdischen Gruppe innerhalb der gesamtdeutschen Mehrheit.

H. L.: Sie würden also, wenn ich Sie recht verstehe, diese objektive Judenfrage als ein soziologisches Faktum wertfrei hinstellen?

Fr. R.: Ganz richtig.

H. L.: Nicht gut, nicht schlecht, aber so war es. Ihr Vater, glaube ich, war selbst ein führender Jurist in Oppeln und wenn ich, was ich später eigentlich erst vorhabe, in Ihr persönliches Leben hineinleuchten darf, würde Ihr Vater diese Diskrepanz empfunden haben, daß unter den Juden oder unter den Anwälten mehr Juden waren als unter anderen Berufen, oder würde er das mit der Nonchalance des Natürlichen akzeptiert haben?

Fr. R.: Er hat das natürlich festgestellt. Vor allen Dingen, weil in dieser Beziehung eine große Veränderung mit dem Ersten Weltkrieg eintrat. Vor dem Ersten Weltkrieg gab es relativ wenig jüdische Anwälte. Nach dem Ersten Weltkrieg strömten eine viel größere Anzahl ein und er würde das festgestellt haben ohne auch nur den geringsten Argwohn zu haben, daß sich daraus mal eine Gefahr für die Juden entwickeln würde.

H. L.: Also, in dieser objektiven Judenfrage sah er keinen Zündstoff?

Fr. R.: Nein.

H. L.: Gut. Wollen mir mal versuchen zu illustrieren, was Sie subjektive Judenfrage nennen. Ich erinnere mich, zum Beispiel, daß, ich glaube, im Jahr der Nürnberger Gesetze 1935, Julius Streicher eine Sondernummer seiner berüchtigten Zeitschrift „Der Stürmer“ herausgebracht hat, eine Ritualmord-Nummer. Nun, Sie und ich wissen, daß es Ritualmorde nie gab. Würden Sie jenen krankhaften Haß, der sich im Mittelalter und dann in unserem Jahrhundert wieder mit solchen Falschbeschuldigungen verknüpft hat, würden Sie das als Ausgeburt der subjektiven Judenfrage bezeichnen?

Fr. R.: Ja. Allerdings haben Sie nun einen ganz besonders prominenten Vertreter dieser sogenannten subjektiven Judenfrage gewählt. Ich habe sie ja mehr auf die Volksmenge angewandt, in der an sich von der Sonderstellung der jüdischen Gruppe, von der also noch eine Art von Problematik ausging, die ist ja kaum empfunden worden, die wurde erst ...

H. L.: ...Verzeihung, von wem nicht empfunden? Von den Juden oder den Nichtjuden?

Fr. R.: ...von den Nichtjuden kaum empfunden worden. Sie wurden erst zu einer psychologischen, massenpsychologischen Macht, als sie unter den Geißelhieben der nationalsozialistischen Propaganda den Menschen ins Bewußtsein, und zwar in ein falsches Bewußtsein umgefälscht worden war. Man führte damals nun einfach alles, was schlecht war im Lande, worunter die Men-

schen litten – Arbeitslosigkeit, Inflation und so weiter, politische Verbrechen – das wurde alles den Juden in die Schuhe geschoben, und das ist es, was mit der ursprünglichen, relativ schwachen Gruppenspannung, die ich aber der Wahrhaftigkeit wegen nicht vernachlässigen wollte, was mit der im Grunde genommen gar nicht mehr zusammenhing, sondern was nur noch künstlich in sie hineingelenkt wurde. [S. 40-46, 2.54-13.01 min.]

Interview mit Eva G. Reichmann (1981). Veröffentlicht im Rahmen des Themenschwerpunkts „Europäische Geschichte – Geschlechtergeschichte“. In: Themenportal Europäische Geschichte (2009), URL: <<http://www.europa.clio-online.de/2009/Article=391>>.

Auf diese Quelle bezieht sich ein einführender und erläuternder Essay von Heinsohn, Kirsten: „Also, ich bin eine Deutsche nicht mehr, eine Engländerin werde ich nie sein.“ Erfahrungen und Deutungen einer emigrierten Wissenschaftlerin. Beitrag zum Themenschwerpunkt „Europäische Geschichte – Geschlechtergeschichte“. In: Themenportal Europäische Geschichte (2009), URL: <<http://www.europa.clio-online.de/2009/Article=390>>.